



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Ost-Afrika nach Europa

Von Ost-Afrika nach Europa

Unsere ostafrikanische Provinzialoberin, Mutter Ubalda, welche wegen des bevorstehenden Generalkapitels der Genossenschaft nach Europa reisen mußte und am 24. Oktober im Mutterhaus landete, erzählt ihre interessante Reise.

Auf Deck des Dampfers Adolf Wörmann.

Nun soll es wirklich zur Wahrheit werden, nach fünf- und zwanzigjährigem Aufenthalt in Afrika die Heimreise nach Europa! — Beim Abschied klang es von allen Seiten: „Bitte bald schreiben, und recht viel schreiben usw.“ „Versprechen und halten ziemt Jungen und Alten!“ Ersteres ist leicht getan, letzteres hinkt dann etwas schwerfällig nach. Aber ich will es versuchen. Ein dicker Schreibblock wurde mir mitgegeben und eine „Füllfeder“, damit ich an Deck schreiben könne. Das muß nun erst probiert werden; den Schreibblock auf den Knien, und das leise Schaukeln des Schiffes dazu, das gibt wohl keine Zierschrift; dafür ist es nicht so heiß auf dem Dampfer wie im Innern Afrikas, und schließlich ist niemand belästigt mit der Schrift als die arme Redakteurin.

Reiseberichte über die Hinfahrt nach Afrika wurden schon oft geschrieben und interessieren nicht mehr so sehr. Meine Reisebeschreibung zeigt den umgekehrten Weg von Afrika zurück nach Europa. Unsere jungen Missionarinnen, welche zum ersten Male die vaterländische Küste verlassen, schreiben mit jugendlicher Begeisterung von schwellenden Segeln, von hohen Idealen, beeinflusst von all den starken Eindrücken einer neuen Welt. Das ist das Recht der Jugend, und traurig, wenn es anders wäre, denn dann zöge ein Schifflein aus ohne Segel, das bald den Mut aufgeben würde, mit Sturm und Wellen zu kämpfen. So zog ich selber ja auch einst aus, und wenn es nun wieder heimwärts geht, so geschieht es keineswegs mit enttäuschten Hoffnungen oder mit traurigem Rückblick auf verschwundene Ideale, die sich nicht verwirklichten. O nein! Wohl muß das Lebensschifflein einer Missionschwester ringen lernen mit Sturm und Wellen. Die lustigen Segel der hohen Ideale erhalten bald kräftige Stöße und Risse; dann heißt es „rudern lernen mit Gott und für Gott, dem ewigen Ziele zu!“ Die Missionschwester lebt und arbeitet ja nicht für sich allein, sie will andere unerlöste Seelen im Heidenland für den Himmel gewinnen. Und das macht glücklich, wenn auch die Bahn nicht immer spiegelglatt war. Mit noch größerer Freude werde ich wieder zurückkehren zu dem Land und Volk, das mir zur zweiten Heimat wurde. Doch nun zur Reise!

In Kilema fing sie an, Sonntag, den 27. September. Vierzehn Tage vorher wurde schon gepackt, Briefe geschrieben, die

ich überbringen sollte an Eltern, Freunde usw. Die Kinder der Station wußten vorher nicht, daß diesmal die Reise bis „Ulaya“ (Europa) gehen sollte. Sie waren es gewöhnt, daß ich öfters ging und immer wieder kam; zuletzt wurden sie ein wenig stutzig; doch auf das Versprechen hin, ich käme bald wieder, gaben sie sich zufrieden. Zudem wurde ihre Aufmerksamkeit abgelenkt, da auch der hochw. Herr Bischof und der Pater Missionar Abschied nahmen, um nach Europa zu fahren. Die Gesundheit des hochw. Herrn Bischofs war sehr angegriffen, und so muß er für einige Zeit Ruhe und Erholung in der Schweiz suchen.

Da es gerade Sonntag war, hatte er sich morgens in der Kirche von seinen schwarzen Schäflein verabschiedet, und, so Gott will, auf Wiedersehen! Da bei der Abfahrt des hochw. Herrn Bischofs die Glocken geläutet wurden, so zog ich es vor, schon eine kleine Strecke zu Fuß voranzugehen bis zu unsern Schwestern im Seminar. Schwester Oberin von Kilema und die vier jüngeren Schwestern gaben mir bis dahin das Geleite.

Im Seminar war nochmals herzlicher Abschied bei einem Täßchen Kaffee, der vor der Türe gewachsen ist, und mit vielen, vielen Grüßen ans liebe Mutterhaus und an alle Lieben, die mir etwa begegnen würden im Heimatland, ging es zum Auto und mit ihm zur Bahnstation Moshi, wo wir abends gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr ankamen, früh genug, um Billette und Gepäck bis zur Hafenstation Tanga in Ordnung zu bringen. Gegen 6 $\frac{1}{2}$ Uhr fuhr der Zug ab; es dunkelte schon und bald stieg der Mond als rote Kugel aus den Wolken hervor, was hier in so weiter Steppe immer ein herrlicher Anblick ist. Der mit Schnee bedeckte Kibo war nicht zu sehen, nur die gewaltigen Umrisse des Kilimandjaro-Gebirges, wo ich so lange glücklich und zufrieden bei seinen schwarzen Bewohnern lebte. Auf Wiedersehen nach kurzer Wanderschaft!

Bald zeigte sich im nächtlichen Dunkel und bei Vollmond-Beleuchtung ein anderes Gebirge, an dessen Fuß eine Bahnstation ist, wo uns ein hochwürdiger Pater erwartete, um noch einmal Abschied zu nehmen von seinem Oberhirten und Mitbruder, der zur Heimat fuhr ins Elsäzer Ländchen. Der hochw. Pater war wirklich an der Bahn mit einer Schar seiner Christen, versehen mit Bergstöcken und Sturmlaternen. Auch zwei unserer Schwestern wirken auf einer Missionsstation in diesem Pare-Gebirge, nur durften sie nicht kommen, denn der Ab- und Aufstieg bei Nacht in diesen Bergen wäre zu gefährlich gewesen.

Dann legte ich mich für ein paar Stunden zur Ruhe, bis gegen zwei Uhr morgens die Station Mombo erreicht war, wo ich Schwester Siena erwartete; sie konnte einige Wochen vorher nicht nach Kilema kommen zu den jährlichen Exerzitien, weil

andere Pflichten sie zurückhielten, dafür wollte sie nun mit mir für ein paar Tage nach Tanga fahren.

Doch an der kleinen Bahnstation Mombo war es recht still, und es war kein Schwesternschleier zu sehen. Ich dachte mir, daß sie wohl heute am Sonntag schlechte Auto-Fahrgelegenheit bekommen habe und erst mit dem nächsten Zug reisen könne. So war es auch. Nochmals ein paar Stunden Ruhe, aber mit dem Schlafen gab es nicht viel. Die Eindrücke der bevorstehenden Reise wirkten zu stark aufs Gemüt.

Es war eine so schöne helle Tropennacht, und der Himmel mit Sternlein besät. „Der Himmelsvater ist daheim, es leuchten alle Fensterlein.“ Da oben der stille, ewige Frieden, hier unten ein Hasten, ein fortwährendes Kommen und Gehen. Die Mitreisenden sind nicht so laut wie sonst; auf allen lastet der Druck der schweren Zeit. Wieviele von ihnen zogen auch mit vollen Segeln ins fremde Land, sie wollten schaffen und ringen, um wieder zu einer sicheren Existenz zu kommen. Aber es ging ihnen wie denen in der deutschen Heimat, aller Handel stockte, und trotz allem Fleiße kehrte die Not ein.

Auch das schwarze Volk fühlt die Not; es gibt keine lohnenden Arbeiten mehr; wenn sie nur im Innern des Landes ihr Feld bebauen können und nicht zu hungern brauchen. Glücklicherweise sind ihre Lebensbedürfnisse sehr primitiv, und kann sich der Schwarze leichter in das Unüberwindbare hineinfügen wie der verwöhnte Europäer. In den Städten sieht es schlimmer aus. Viele Neger sind dahin gezogen, um Geld zu verdienen; man bedarf jedoch ihrer Arbeiten fast nicht mehr. Geld und Lust zur Heimreise in ihre Steppe sind nicht mehr vorhanden, und somit machen manche schlimme Subjekte die Straßen unsicher. Hunger und Not treibt sie zum Diebstahl.

Nun wieder zurück zu meiner Reise.

So ging die Nacht vorüber; ein Sternlein nach dem andern verblaßte, und im Morgengrauen sah man schon eine andere Vegetation als in der langen trostlosen Steppe. Hohe Palmen und Bambuswälder meldeten die Nähe der Küste an. Eine Dämmerung gibt es sozusagen in Ost-Afrika nicht; sobald der Tag graut, kommt auch die Sonne, und an der Küste fühlt man ihre Kraft so sehr, daß man bei der geringsten Regung schon bei Tagesanbruch in Schweiß gerät. Das Wort des Dichters: „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben!“ kommt hier für die Arbeit nicht zur Geltung, da schon in der frühen Morgenstunde beim Anziehen der Kleider der Schweiß an der Stirne perlt.

Auch im Eisenbahnzug war es schon ziemlich warm, als wir gegen 7 Uhr Tanga erreichten. Die dortigen Missionare erwarteten uns an der Bahn und brachten uns mit dem Auto zum Missionskirchlein, wo wir noch der heiligen Messe beiwohnen

und die heilige Kommunion empfangen konnten. Dann gab es eine ruhige Wartezeit, weil der Dampfer zwei Tage Verspätung hatte. Somit konnte Schwester Siena von Gare mit Muße mit mir alles besprechen und Briefe und Grüße für die Heimat mitgeben, auch von ihrer Mitschwester Philippine, die ich einige Wochen vorher noch gesehen hatte. Auch Schwester Hermengildis, die Oberin von Zanzibar, wollte noch kommen, wurde aber durch ein Mißverständnis verhindert. Dafür fand ich auf dem Dampfer ein Liebespaket in der Kabine, das mich sehr erfreute und womit ich auch andere erfreuen konnte.

Sonntag morgen lief der stolze Dampfer „Adolf Wörmann“ in den Hafen ein, und der Verspätung halber mußte man sich noch abends einschiffen, damit er zeitig abfahren konnte. Ich hatte ja gute und sichere Gesellschaft bei mir, und für alles wurde liebevoll gesorgt, so daß ich auf dem großen Dampfer für einige Wochen zu Hause war. Er war nicht so sehr besetzt, wie es oft in den Frühjahrsmonaten der Fall ist, da ja nicht leicht jemand vom warmen Süden in den kalten Winter reist, es sei denn, daß die Pflicht ihn dazu zwingt.

Am Sonntag, dem 4. Oktober, waren wir schon ziemlich weit von Tanga entfernt, immer aber sah ich noch die afrikanische Küste.

Die Schiffsgesellschaft hatte einen kompletten Tragaltar gestellt, und so konnten die Priester die heilige Messe lesen. Der kleine Schreibsalon wurde zum Kapellchen gemacht, und wir hatten nicht selten drei heilige Messen; dazu kam in Mombassa noch ein Mill-Hiller Vater, der in die Heimat reisen mußte, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Er hatte eine schwere Operation hinter sich und hoffte, in seiner Heimat wieder hergestellt zu werden und in sein geliebtes Arbeitsfeld wieder zurückkehren zu können.

Gegen 12 Uhr mittags lief unser Schiff in Mombassa ein, wo der Dampfer wieder größere Ladungen aufnahm. Von Jahr zu Jahr nimmt hier der Hafenverkehr zu und trotz der schlechten Weltlage herrscht hier großer Verkehr. — Die großen Lager Räume unseres Dampfers verschlingen ganze Waggon Sissal, Kaffee und andere Sachen. Außerdem war noch eine große Ladung Kupfer an Bord, was uns gute Hoffnung für eine ruhige Fahrt gab.

Es war schwül und warm, besonders weil die glühend heißen Blechdächer der Hafengebäude allen Luftzug verhinderten. Wie froh waren wir, als der Dampfer den Hafen verließ, und es hinaus ging in die hohe See. Fünf Tage sahen wir nur Himmel und Wasser mit Ausnahme einiger Stunden, wo wir um das Kap herum fuhren. Anfangs schwankte der Dampfer ziemlich, d. h. für solche, die nicht seefest sind, und dazu gehörte leider auch ich. Nach dem dritten Tage aber war alles wieder im Gleichgewicht, Dampfer und Magen, welche bekanntlich so

gerne gegen das Schaukeln protestieren; dann fühlte man bald die Vorboten des Roten Meeres und der Sahara-Wüste durch die warme Luft.

Am Samstag, dem 10. Oktober, lief das Schiff spät abends in Aden ein, das bekanntlich nur aus öden Steinfelsen besteht. Hier soll es nur alle fünf Jahre regnen. Aus diesem Grunde gruben die Araber schon seit langer Zeit große Zisternen, die das Regenwasser auffangen, und welches an den Straßen verkauft wird. Hier war das Wasser buchstäblich Geld wert. Man gewahrt auch hier den Fortschritt der Zivilisation und der Kultur. Die Wasserbehälter sind verbessert, unzählige elektrische Lampen beleuchten nachts die kahlen Felsen, um den vielen Dampfern das Geleit zu geben ins Rote Meer hinein. Auch die Neger sind hier viel mehr zivilisiert wie vor 25 Jahren, wo sie fast noch unbekleidet daherliefen. Jetzt umlagern ihre kleinen Boote die großen Dampfer, und ich hörte sie ihre Waren anpreisen in gebrochenem Englisch und Deutsch, bis spät in der Nacht Ruhe geboten wurde. Da mußte ich der früheren Sklavenjäger gedenken, die von hier aus alljährlich mit einer ganzen Flotte Segelschiffen an die ostafrikanische Küste fuhren, um Sklaven zu erhandeln und sie auf die großen Sklavenmärkte zu führen in Port-Said und Kairo. (Schluß folgt.)

Des Schneiderbruders Himmelschlüssel

Johann de Soto, so hieß ein hochvortrefflicher Schneiderbruder in einem Kollegium der Jesuiten, — hatte sein Leben lang im Kloster das Amt eines Schneiders untadelhaft vertreten. Als nun sein Sterbestündlein gekommen, und er sich durch Gebet und heilige Wegzehrung zur Himmelsreise vorbereitet, begehrte er schließlich von den Umstehenden, ihm den letzten Dienst nicht zu verweigern und von dem Nadelkissen an der Wand seine Nähnaedel zu reichen. Nicht ohne Vermunderung willfahren die Väter seinem Begehren. Als aber der Bruder die Naedel in die Hand bekommen, hebt er selbige empor und ruft freudigen Angesichts: „Seht da, mein Himmelschlüssel!“

Nach diesen Worten schloß er die Augen und gab seinen Geist auf. —

Welch eine kostbare Lehre liegt in diesen Worten. Denn wodurch hatte der fromme Bruder seine Naedel zum Himmelschlüssel gemacht? Wir sehen es leicht; dadurch, daß er sie im Namen Gottes geführt, daß er seine Arbeit als das von Gott für ihn bestimmte Werk betrachtete und sie darum willig und treu, also mit guter Meinung und mit Geduld vollführte und über seine Arbeit Gott und Gebet nicht vergaß. So soll dem Schreiner sein Hobel, dem Schmied sein Hammer, dem Weber seine Spule usw. ein Himmelschlüssel werden.